

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊗ | KRÜGER

Cecelia Ahern

FRAUEN,
DIE IHRE
Stimme
ERHEBEN
~ROAR!~

Aus dem Englischen von
Christine Strüh

 | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Roar« im
Verlag HarperCollins, London
© 2018 Cecelia Ahern

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596
Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-3061-5

Für all die Frauen, die ...

I am woman, hear me roar, in numbers too big to ignore.
Helen Reddy und Ray Burton

Inhalt

1. Die Frau, die langsam verschwand 9
2. Die Frau, die man ins Regal gestellt hatte 23
3. Die Frau, der Flügel wuchsen 33
4. Die Frau, die von einer Ente gefüttert wurde 42
5. Die Frau, die Bissspuren auf ihrer Haut entdeckte 51
6. Die Frau, die dachte, ihr Spiegel sei kaputt 66
7. Die Frau, die im Boden versank und dort
auf andere Frauen traf 79
8. Die Frau, die das »Seelachs-Special« bestellte 95
9. Die Frau, die Fotos verspeiste 103
10. Die Frau, die ihren Namen vergaß 112
11. Die Frau, deren Uhr tickte 127
12. Die Frau, die Zweifel säte 136
13. Die Frau, die ihren Ehemann zurückgab 150
14. Die Frau, die ihren gesunden
Menschenverstand verlor 171
15. Die Frau, die in die Schuhe ihres
Mannes schlüpfte 180
16. Die Frau, die ein Spatzenhirn hatte 193
17. Die Frau, die ihr Herz quasi auf der Zunge trug 206
18. Die Frau, die Rosa trug 215
19. Die Frau, die abhob 236

20. Die Frau, die ein gutes Nervenkostüm besaß 244
21. Die Frau, die Frauensprache sprach 256
22. Die Frau, die die Welt in ihrer Auster fand 268
23. Die Frau, die die Hoden hütete 277
24. Die Frau, die in eine Schublade gesteckt wurde 283
25. Die Frau, die auf einen Zugwagen aufsprang 292
26. Die Frau, die lächelte 305
27. Die Frau, die dachte, anderswo wäre das Gras grüner 309
28. Die Frau, die völlig aufgelöst war 319
29. Die Frau, die sich das Beste herauspickte 331
30. Die Frau, die brüllt 339

Die Frau, die langsam verschwand

1.

Es klopft leise, dann geht die Tür auf. Schwester Rada kommt herein und macht sie hinter sich wieder zu.

»Ich bin hier«, sagt die Frau leise.

Rada blickt im Zimmer umher, dem Klang der Stimme folgend.

»Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, wiederholt die Frau leise, bis Rada aufhört, nach ihr zu suchen.

Ihr Blick fixiert eine Stelle, die etwas zu hoch und zu weit links ist, also eher in Richtung der vom Regen schon fast gewegewaschenen Vogelkacke auf der Fensterscheibe.

Die Frau sitzt auf dem Fensterbrett, von dem sie eine gute Aussicht über den ganzen Campus hat, und seufzt leise. Als sie in die Universitätsklinik kam, war sie so voller Hoffnung, hier geheilt zu werden, aber jetzt, sechs Monate später, fühlt sie sich wie eine Labormaus, deren Zustand Wissenschaftler und Ärzte trotz aller Bemühungen und aller ausgeklügelten Untersuchungen einfach nicht verstehen.

Festgestellt wurde lediglich eine seltene, komplizierte genetische Störung, durch die die Chromosomen der Frau immer mehr verblassen. Sie zerstören sich nicht selbst, sie hören auch nicht einfach auf zu arbeiten, sie mutieren

nicht – sämtliche Organe im Körper funktionieren normal, alle Tests weisen darauf hin, dass die Frau gesund und wohl-auf ist. Kurz gesagt, sie verschwindet, ist aber noch da.

Zunächst geschah es fast unmerklich. Zwar hörte die Frau des Öfteren Sätze wie: »Oh, ich hab dich gar nicht gesehen«, wurde angerempelt, oder jemand trat ihr auf die Zehen, aber es löste bei niemandem Alarm aus. Jedenfalls nicht zu Anfang.

Die Frau verschwand ganz gleichmäßig, das heißt, es fehlte ihr nicht erst eine Hand, dann plötzlich ein Zeh oder ein Ohr, nein, es geschah ganz allmählich; sie verblasste einfach immer mehr, wurde ein Schimmer, vergleichbar mit einem Hitzeschleier auf der Autobahn, eine schwache Silhouette mit einer flirrenden Mitte. Wenn man sich anstrengte, konnte man gerade eben noch erkennen, dass die Frau da war, je nach Hintergrund und Umgebung mal stärker, mal schwächer. Ziemlich schnell fand sie heraus, dass man sie in vollen und lebhaft dekorierten Räumen am besten sehen konnte – vor einer glatten Wand war sie praktisch unsichtbar. Also besorgte sie sich gemusterte Tapeten und dekorative Sesselbezüge, denn wenn die Muster hinter ihrem nahezu transparenten Körper verschwammen, stutzten die Leute, kniffen die Augen zusammen und schauten zweimal hin. Selbst als sie schon so gut wie unsichtbar war, kämpfte die Frau auf diese Weise weiter darum, wahrgenommen zu werden.

Nun wird die Frau seit Monaten nicht nur von Wissenschaftlern und Ärzten untersucht, sondern auch von zahlreichen Journalisten interviewt und von Fotografen fotografiert, die ihr ganzes Können einbringen, um sie bestmöglich auszuleuchten und ein einigermaßen stabiles Bild von ihr

einzufangen. Aber keiner von all diesen Menschen hat ihr wirklich geholfen. Sicher, viele von ihnen waren nett und fürsorglich, aber je schlimmer die Lage der Frau wird, umso enthusiastischer werden sie. Sie ist dabei zu verschwinden, und niemand, kein noch so weltberühmter Experte kann ihr sagen, warum.

»Hier ist ein Brief für Sie!« Rada reißt die Frau aus ihrer Grübelelei. »Den wollen Sie garantiert gleich lesen.«

Neugierig geworden, schiebt die Frau ihre Gedanken fürs Erste beiseite. »Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, sagt sie leise, wie man es ihr beigebracht hat. Den Umschlag in der Hand, folgt Rada dem Klang ihrer Stimme. Dann streckt sie die Hand aus und hält den Brief in die Luft.

»Danke«, sagt die Frau, nimmt ihn entgegen und betrachtet ihn eingehend. Zwar ist der Umschlag aus teurem altrosa Papier, aber er erinnert sie an eine Einladung zum Kindergeburtstag, und sie spürt die gleiche erwartungsvolle Spannung. Dass Rada so aufgeregt ist, weckt ihre Neugier. Post ist nichts Ungewöhnliches, jede Woche treffen Dutzende Briefe ein: von Experten, die der Frau ihre Dienste anbieten, von Schmeichlern, die mit ihr Freundschaft schließen, von religiösen Fanatikern, die sie ins Exil schicken wollen, von schmierigen Männern, die sie anflehen, ihre perversen Wünsche an ihr ausleben zu dürfen, weil sie nicht sichtbar, aber fühlbar ist. Doch sie muss zugeben, dass dieser Umschlag, auf dem in wunderschöner Schnörkelschrift ihr Name steht, einen ganz anderen Eindruck erweckt.

»Ich glaube, ich weiß, woher der Brief kommt«, verkündet Rada und setzt sich neben die Frau.

Vorsichtig öffnet die Frau den teuren Umschlag. Er hat etwas zugleich Luxuriöses und zutiefst Hoffnungsvolles, fast Tröstliches an sich. Sie zieht eine handgeschriebene Karte heraus.

»Professor Elizabeth Montgomery«, lesen die Frau und Rada einstimmig vor.

»Hab ich's doch gewusst!«, ruft Rada, greift nach der Hand, in der die Frau die Karte hält, und drückt sie fest.

2.

»Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, wiederholt die Frau, als das Pflegepersonal erscheint, um ihr beim Umzug in die neue Einrichtung zu helfen, die nun – keiner weiß, für wie lange – ihr Zuhause werden soll. Rada und ein paar andere Schwestern, mit denen die Frau sich angefreundet hat, begleiten sie aus dem Zimmer und bringen sie zu der Limousine, die Professor Elizabeth Montgomery eigens für sie hergeschickt hat. Nicht alle Ärzte sind da, um sich zu verabschieden; einige bleiben fern, um dagegen zu protestieren, dass die Frau die Klinik verlässt, in der man sich doch mit ihr und ihrem Fall so viel Mühe gegeben hat.

»Ich bin drin«, verkündet die Frau leise, und die Autotür schließt sich.

3.

In keiner Phase war das Verschwinden mit körperlichen Schmerzen verbunden. Doch die Gefühle, die damit einhergingen, standen auf einem ganz anderen Blatt.

Schon seit einiger Zeit hatte die Frau das Gefühl gehabt zu verschwinden, ungefähr seit sie fünfzig geworden war.

Vor drei Jahren war ihr dann zum ersten Mal die körperliche Veränderung aufgefallen. Der Prozess verlief langsam, aber stetig. Oft bekam sie zu hören: »Ich hab dich gar nicht gesehen« oder: »Wann bist du denn reingekommen, ich dachte, du wärest nicht da.« Immer wieder hielten Kollegen mitten im Gespräch inne, um ihr den Anfang einer Geschichte zu erklären, obwohl sie die ganze Zeit neben ihnen gestanden und alles mitbekommen hatte. Sie wurde es müde, anderen ständig erklären zu müssen, dass sie längst da war, aber im Lauf der Zeit machte ihr die Häufigkeit solcher Kommentare zunehmend Sorgen. Sie fing an, sich farbenfroher zu kleiden, ließ sich Strähnchen in die Haare machen, sprach lauter, äußerte immer ihre Meinung, bewegte sich mit stampfenden Schritten – kurz, sie tat alles, um Aufmerksamkeit zu erregen. Manchmal hätte sie jemanden am liebsten gepackt und den Kopf des Betreffenden in ihre Richtung gedreht, um einen Blickkontakt zu erzwingen. Immer wieder kämpfte sie mit dem Impuls zu schreien: *Schaut mich doch an!*

An den schlimmsten Tagen ging sie überfordert und verzweifelt nach Hause und musste erst mal in den Spiegel schauen, um sich zu vergewissern, dass sie überhaupt noch da war. Da sich ihr in der U-Bahn immer öfter der Verdacht aufdrängte, dass sie endgültig verschwunden war, steckte sie schließlich einen Taschenspiegel ein, den sie von nun an stets bei sich trug.

Sie war in Boston aufgewachsen und dann nach New York gezogen, weil sie dachte, eine Stadt mit acht Millionen Einwohnern wäre der ideale Ort, um Freundschaft, Liebe und gute Beziehungen zu finden und ein erfülltes Leben zu führen. Lange Zeit klappte es auch ganz gut, aber irgend-

wann begann sie sich einsam zu fühlen, und zwar umso einsamer, je mehr Menschen um sie herum waren – es war, als verstärkte sich dadurch ihre Einsamkeit. Sie arbeitet nicht mehr; vorher hatte sie einen Job bei einem Finanzdienstleister, der in 156 Ländern hundertfünfzigtausend Menschen beschäftigte. In ihrem Bürogebäude in der Park Avenue arbeiteten fast dreitausend Angestellte. Aber die Jahre vergingen, und auch dort kam sie sich zunehmend übergangen und unsichtbar vor.

Mit achtunddreißig Jahren stellten sich bei ihr vorzeitig die Wechseljahre ein, und zwar sehr heftig. Nachts im Bett schwitzte sie oft so, dass sie zweimal die Laken wechseln musste, und in ihrem Innern entwickelte sich eine explosive Wut und Frustration. In dieser Zeit war sie am liebsten allein. Bestimmte Stoffe reizten ihre Haut und lösten Hitze-wallungen aus, was wiederum wütende Ausraster nach sich zog. Innerhalb von zwei Jahren nahm sie zehn Kilo zu. Zwar kaufte sie sich neue Kleider, aber nichts fühlte sich richtig an, nichts passte wirklich. Sie fühlte sich einfach nicht wohl in ihrer Haut. Vor allem in männerdominierten Meetings wurde sie rasch unsicher, obwohl sie dieses Problem bisher nie gekannt hatte. Sie war überzeugt, dass jeder Mann im Raum wusste, was mit ihr los war, dass alle die plötzlich aufsteigende Röte an ihrem Hals, die Schweißperlen auf ihrem Gesicht bemerkten und dass jeder es mitkriegte, wenn ihr mitten in einer Präsentation oder einem Geschäftsessen plötzlich die Klamotten am Leib klebten. In dieser Phase konnte die Frau es nicht ertragen, wenn jemand sie anschaute. Sie wollte von niemandem gesehen werden.

Wenn sie abends ausging, sah sie schöne junge Körper, die in knappen Kleidern und auf absurd hohen Absätzen

zu Songs tanzten, die sie gut kannte und hätte mitsingen können – schließlich lebte sie ja auch auf diesem Planeten, selbst wenn er nicht mehr für sie gemacht zu sein schien und die Männer in ihrem Alter den jungen Frauen auf der Tanzfläche mehr Aufmerksamkeit schenkten als ihr.

Dabei ist sie noch immer ein wertvoller Mensch, der der Welt etwas zu bieten hat. Nur fühlt es sich für sie nicht so an.

Inzwischen kennt jeder sie aus Zeitungsberichten als »die Frau, die verschwindet« oder »die Frau, die sich auflöst« – mit ihren inzwischen achtundfünfzig Jahren hat sie weltweit für Schlagzeilen gesorgt. Aber keiner der aus der ganzen Welt angereisten Spezialisten, die ihren Körper und ihren Geisteszustand untersucht haben, ist zu einem überzeugenden Schluss gelangt, viele sind unverrichteter Dinge und enttäuscht wieder abgezogen. Dennoch wurden wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht, Preise verliehen und Koryphäen mit Beifall überschüttet.

Vor sechs Monaten kam der letzte Schub. Inzwischen ist die Frau nur noch ein schimmernder Schemen und sehr erschöpft. Sie weiß, dass die mit großem Enthusiasmus angereisten Spezialisten sie nicht heilen können. Jedes Mal, wenn einer von ihnen die Hoffnung aufgibt, sinkt auch die Zuversicht der Frau wieder ein Stück.

4.

Doch als sie sich ihrem Ziel in Provincetown auf Cape Cod nähern, machen Unsicherheit und Angst plötzlich einer ganz neuen Zuversicht Platz. Professor Elizabeth Montgomery erwartet sie schon an der Tür ihrer Praxis, einem ehemaligen Leuchtturm, der auf die Frau wie ein mächtiges Fanal der Hoffnung wirkt.

Der Fahrer öffnet die Tür der Limousine. Die Frau steigt aus.

»Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, sagt sie, während sie den Weg hinaufgeht, um Professor Montgomery zu begrüßen.

»Was in aller Welt reden Sie denn da?«, fragt die Ärztin stirnrunzelnd.

»Das hat man mir so beigebracht«, antwortet die Frau leise. »Damit die Leute wissen, wo ich bin.«

»Das können Sie hier ruhig bleibenlassen«, erklärt Professor Montgomery etwas barsch.

Zuerst fühlt die Frau sich zurechtgewiesen und ärgert sich, weil sie, kaum angekommen, gleich ins Fettnäpfchen getreten ist, aber dann merkt sie, dass Professor Montgomery ihr direkt in die Augen schaut. Sie legt der Frau eine Kaschmirdecke um die Schultern und führt sie die Stufen zu dem Leuchtturm hinauf, während der Fahrer das Gepäck holt. So wie Professor Montgomery hat – abgesehen von der Campuskatze – seit langer Zeit die Frau niemand mehr angesehen.

»Willkommen im ›Montgomery-Leuchtturm für Frauen auf dem Vormarsch‹«, beginnt Professor Montgomery und öffnet die Tür. »Der Name ist ein bisschen eitel und sperrig, aber er hat sich durchgesetzt. Anfangs haben wir unsere Einrichtung ›Montgomery Retreat für Frauen‹ genannt, aber das habe ich ziemlich bald geändert. In ›Retreat‹ schwingt immer der Rückzug mit, mit allen seinen negativen Implikationen. Aber wir gehen unseren Schwierigkeiten hier nicht aus dem Weg, wir fliehen nicht vor Situationen, die uns gefährlich oder unangenehm erscheinen. Ganz im Gegenteil. Wir sind auf dem Vormarsch, wir kom-

men voran, wir blicken in die Zukunft, wir entwickeln uns weiter.«

Ja! Genau das braucht die Frau. Keinen Rückzug, kein Ausweichen. Sie möchte die Vergangenheit hinter sich lassen.

Professor Montgomery führt sie in den Empfangsbereich. Hier ist der Leuchtturm zwar immer noch sehr schön, aber auch irgendwie unheimlich und leer.

»Tiana, das ist unser neuer Gast.«

Auch Tiana blickt der Frau direkt in die Augen und drückt ihr einen Zimmerschlüssel in die Hand. »Herzlich willkommen.«

»Danke«, flüstert die Frau. »Warum kann sie mich sehen?«, fragt sie die Ärztin leise im Weitergehen.

Aber Professor Montgomery legt ihr nur aufmunternd die Hand auf die Schulter. »Es gibt viel zu tun. Am besten, wir legen gleich los, ja?«

Ihre erste Sitzung findet in einem der Zimmer statt, von denen man einen herrlichen Blick auf den Strand von Race Point hat. Hier, wo man die Wellen ans Ufer schlagen und die Möwen kreischen hört, wo man die salzige Seeluft und das Aroma der Duftkerzen einatmet, erinnert nichts an die typische sterile Klinikatmosphäre, in der die Frau so lange eingesperrt war. Hier kann sie sich endlich entspannen.

Professor Montgomery nimmt in einem mit dicken weichen Kissen gepolsterten Korbsessel Platz und gießt Pfefferminztee in zwei überhaupt nicht zusammenpassende Tassen. Die Ärztin ist sechsundsechzig Jahre alt, hochintelligent und hochdekoriert, Mutter von sechs Kindern, geschieden, zum zweiten Mal verheiratet und das glamouröseste Wesen, dem die Frau je begegnet ist.

»Meine Hypothese«, beginnt sie und zieht die Beine auf den Sessel, »meine Hypothese lautet, dass Sie sich selbst zum Verschwinden gebracht haben.«

»Ich bin also *selbst* schuld daran?«, fragt die Frau, hört ihre Stimme lauter werden und spürt Wut und Hitze in sich aufsteigen. Der kurze Moment der Entspannung ist schon wieder vorüber.

Professor Montgomery lächelt ihr zauberhaftes Lächeln. »Aber ich gebe nicht Ihnen allein die Schuld daran. Mindestens ebenso verantwortlich ist die Gesellschaft, in der wir leben. Die zum Beispiel junge Frauen vergöttert und sexualisiert. Die der äußerlichen Schönheit und Attraktivität viel zu viel Bedeutung beimisst. Die Frauen unter Druck setzt, den Erwartungen anderer gerecht zu werden, auf eine Art, die Männer nicht kennen.«

Ihre Stimme ist hypnotisierend. Sanft. Aber bestimmt. Ohne Wut. Sie wertet nicht. Sie ist weder bitter noch traurig. Sie ist einfach, wie sie ist. Weil alles ist, wie es ist.

Die Frau bekommt eine Gänsehaut und setzt sich auf, ihr Herz pocht. So etwas hat sie noch nie gehört. Seit vielen Monaten ist dies die erste wirklich neue Hypothese, und sie berührt die Frau in Körper und Seele.

»Wahrscheinlich können Sie sich vorstellen, dass viele meiner männlichen Kollegen meine Einschätzung nicht teilen«, fügt die Ärztin trocken hinzu und nippt an ihrem Tee. »Für sie ist das eine bittere Pille, schwer zu schlucken. Deshalb habe ich angefangen, mein eigenes Ding zu machen. Sie sind nicht die erste verschwindende Frau, die zu mir kommt.« Die Frau sperrt die Augen auf.

»Ich habe viele Frauen getestet und analysiert, genau wie die Experten es mit Ihnen gemacht haben«, fährt Professor

Montgomery fort. »Aber es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich begriffen habe, wie man diesen Zustand erfolgreich behandeln kann – ich musste erst ein bisschen älter werden, um es wirklich zu durchschauen.

Zu meinen wichtigsten Themen, zu denen ich viel geforscht und über die ich viel veröffentlicht habe, gehört die Tatsache, dass Frauen, wenn sie älter werden, zunehmend aus der Wahrnehmung der Gesellschaft verschwinden. Weder im Fernsehen noch in Filmen noch in den gängigen Modezeitschriften tauchen sie noch auf. Wenn überhaupt, dann lässt man sie im Vorabendprogramm über das Nachlassen ihrer Körperfunktionen oder sonstige Alterserscheinungen erzählen oder für Mittelchen Werbung machen, die den Alterungsprozess bekämpfen sollen. Als müsste man das Älterwerden besiegen. Klingt das vertraut für Sie?«

Die Frau nickt.

Professor Montgomery macht weiter: »Im Fernsehen werden ältere Frauen gern als neidzerfressene Hexen dargestellt, die einem Mann oder einer jungen Frau das Leben vermiesen, oder sie sind passiv und unfähig, ihr eigenes Leben zu leben. Frauen über fünfundfünfzig existieren auch als Zielgruppe so gut wie überhaupt nicht mehr. Es ist, als wären sie einfach nicht mehr da. Und ich habe festgestellt, dass Frauen, die so behandelt werden, dies häufig verinnerlichen. Meine Erkenntnisse werden gern als feministische Tiraden abgetan, aber es ist kein leeres Geschwätz, es sind Beobachtungen.« Wieder nippt sie an ihrem Pfefferminztee und schaut zu, wie die Frau, die zu verschwinden drohte, langsam realisiert, was sie da hört.

»Sie haben also vor mir schon andere Frauen wie mich getroffen?«, fragt die Frau, noch immer verblüfft.

»Tiana, die am Empfangspult sitzt, war vor zwei Jahren, als sie hierhergekommen ist, genau im gleichen Zustand wie Sie jetzt.«

Professor Montgomery hält inne und lässt der Frau Zeit, den Satz auf sich wirken zu lassen.

»Wen haben Sie gesehen, als Sie reingekommen sind?«, fragt sie dann.

»Tiana«, antwortet die Frau.

»Wen noch?«

»Sie.«

»Und sonst?«

»Niemanden.«

»Dann schauen Sie doch bitte noch mal genau hin.«

5.

Die Frau steht auf und geht zum Fenster. Sie sieht das Meer, den Strand, einen großen Garten. Doch dann stutzt sie, denn auf einmal entdeckt sie auf einer Schaukel auf der Veranda ein Schimmern und erkennt daneben eine schemenhafte Gestalt mit langen schwarzen Haaren, die aufs Wasser hinausblickt. Im Garten kniet eine fast transparente Figur und pflanzt Blumen. Je länger die Frau hinschaut, desto mehr andere Frauen sieht sie, alle in unterschiedlichen Stadien der Auflösung. Wie Sterne, die abends am dunkel werdenden Himmel auftauchen – je mehr sich ihre Augen daran gewöhnen, desto mehr entdeckt sie. Überall sind Frauen. Bei ihrer Ankunft ist sie an ihnen allen vorbeigegangen, ohne sie zu bemerken.

»Auch Frauen müssen lernen, andere Frauen zu sehen«, erklärt Elizabeth Montgomery. »Wenn wir einander nicht sehen, wenn wir uns selbst nicht sehen, wie können wir

dann erwarten, dass andere uns wahrnehmen?« Die Frau ist überwältigt. »Die Gesellschaft hat Ihnen beigebracht, dass Sie nicht wichtig sind, dass Sie nicht existieren, und Sie haben gedacht, das ist die Wahrheit. Sie haben die Botschaft in sich aufgenommen, haben ihr erlaubt, Sie von innen her zu zerfressen. Sie haben sich selbst gesagt, dass Sie nicht wichtig sind, und Sie haben es sich geglaubt.«

Die Frau nickt überrascht.

»Also, was müssen Sie jetzt tun?« Montgomery legt die Hände um ihre Tasse und wärmt sich, ihre Augen bohren sich in die der Frau, als würden sie mit einem tieferen Teil von ihr kommunizieren, Signale senden, Informationen übertragen.

»Ich muss darauf vertrauen, dass ich wieder erscheine«, sagt die Frau schließlich, aber ihre Stimme klingt heiser, als hätte sie seit Jahren nicht mehr gesprochen. Sie räuspert sich.

»Da ist noch mehr«, ermuntert Montgomery sie.

»Ich muss an mich glauben.«

»Die Gesellschaft redet uns ja ständig ein, dass wir an uns glauben sollen«, meint Montgomery wegwerfend. »Das ist leicht gesagt, Worte sind billig. Woran müssen Sie denn im Einzelnen glauben?«

Die Frau denkt nach, dann wird ihr klar, dass es hier um mehr geht als nur darum, die richtigen Antworten zu finden. Woran möchte sie glauben?

»Dass ich wichtig bin, dass ich gebraucht werde, dass ich eine Bedeutung habe, dass ich nützlich bin und etwas gelte.« Sie zögert und schaut auf ihre Tasse. »Und sexy.« Langsam atmet sie durch die Nase ein und aus, allmählich baut sie Selbstvertrauen auf. »Dass ich ein wertvoller Mensch bin.

Dass ich Potential habe, dass mir Möglichkeiten offenstehen, dass ich immer noch neue Herausforderungen annehmen kann. Dass ich etwas beizutragen habe. Dass ich interessant bin. Dass ich noch lange nicht am Ende bin. *Dass ich hier bin* und dass die Leute das wissen sollen.« Beim letzten Satz bricht ihre Stimme.

Professor Montgomery stellt ihre Tasse auf dem Glastisch ab und greift nach den Händen der Frau. »Ich jedenfalls weiß, dass Sie hier sind. Ich sehe Sie.«

In diesem Augenblick weiß die Frau, dass sie zurückkommen wird. Dass es einen Weg für sie gibt. Für den Anfang wird sie sich auf ihr Herz konzentrieren. Danach wird alles andere von selbst kommen.

Die Frau, die im Boden versank und dort auf andere Frauen traf

Es passierte alles nur, weil sie im Büro eine Präsentation machen musste. Sie hatte Präsentationen schon immer gehasst, schon in der Schule, wo die beiden Idioten hinten im Klassenzimmer jedes Mal »ssssss« zischten, wenn sie rot wurde. Zwar machten die beiden sich auch über jeden anderen gnadenlos lustig, aber sie war ein leichtes Opfer – ihr Gesicht lief knallrot an, sobald sie ihre eigene Stimme hörte und Blicke auf sich spürte, die sie zu durchbohren drohten.

Zwar hatte sich das Rotwerden im Lauf der Zeit gemildert, aber nun bahnte die Nervosität sich einen Weg durch ihren ganzen Körper und manifestierte sich in heftig zitternden Knien. Sie wusste nicht, was schlimmer war. Das knallrote Gesicht damals, das sie zumindest nicht beim Sprechen beeinträchtigt hatte, oder jetzt das Knieschlattern, das ihren ganzen Körper so zum Zittern brachte, als wäre ihr kalt, obwohl ihre Achselhöhlen schweißnass waren. Wenn sie Röcke trug, bebten sie, dass sie aussah wie eine Comicfigur, sie konnte beinahe ihre Knochen klappern hören. Ihre Hände musste sie entweder verstecken oder zu Fäusten ballen. Wenn sie ein Blatt Papier in der Hand hielt, war es noch schlimmer, denn Papier konnte nicht lügen.

Am besten war es, Papiere von vornherein auf den Tisch zu legen und lieber die Fäuste zu ballen oder einen Stift zu umklammern. Sich hinzusetzen und lieber Hosen als Röcke zu tragen, und zwar schmal geschnittene, denn je weniger Stoff da war, desto weniger konnte zittern. Allerdings durfte die Hose am Bauch keinesfalls spannen, sondern musste reichlich Platz zum Atmen lassen. Möglichst legere Kleidung also. Für Kaffee und Tee benutzte sie Pappbecher, denn in ihren zitternden Händen fing eine Tasse auf der Untertasse gern an zu klirren.

Nicht, dass die Frau ihre Materie nicht beherrschte. Das tat sie nämlich sehr wohl, und wie. Zum Üben marschierte sie in ihrer Wohnung umher, als hielte sie einen TED-Talk. Zu Hause war sie kompetent, niemand konnte so interessant und inspirierend über die Quartalsumsätze berichten wie sie. Sie dozierte wie Sheryl Sandberg, sie redete wie Michelle Obama, bei der alles interessant klang, sie war eine Kriegerin, die Zahlen und Fakten abspulte – in ihrer Wohnung, nachts, allein, war ihr Selbstvertrauen unerschütterlich.

Zunächst lief die Präsentation im Büro gut, wenn auch vielleicht nicht ganz so kurzweilig und weltbewegend wie der Probelauf in der Nacht zuvor. Es gab nicht so viele lehrreiche Zwischenbemerkungen aus ihrem Privatleben und überhaupt keinen Humor – für ihre Phantomzuhörer hatte sie witzige Nebenbemerkungen nur so aus dem Ärmel geschüttelt –, aber definitiv war ihr Vortrag gradliniger und präziser. Sie war nicht besser und nicht schlechter als sonst immer, abgesehen von dem nervigen »per se«, das sie ständig wiederholte, obwohl sie den Ausdruck noch nie in ihrem ganzen Leben benutzt hatte. Jetzt kam er plötzlich in

fast jedem Satz vor! Sie freute sich jetzt schon darauf, sich später mit ihren Freunden in der Kneipe darüber lustig zu machen. Sie würden mit einem »Per se!« anstoßen, es den ganzen Abend in jeden Satz einfügen und vielleicht sogar eine Challenge draus machen oder ein Trinkspiel.

»Entschuldigung, Mr Bartender«, könnte eine Freundin sagen und sich mit hochgezogener Augenbraue über den Tresen beugen, »könnte ich wohl noch einen Cosmo kriegen, per se?«

Und dann würden sich alle biegen vor Lachen.

Aber da war ihre Phantasie wohl etwas vorschnell gewesen, und sie war übermütig geworden. Bis zu diesem Punkt war mit der Präsentation alles gutgegangen, aber jetzt hatte sie sich in einem Tagtraum verirrt und den gegenwärtigen Moment aus den Augen verloren. Um sie herum stand das zwölköpfige Team – wer seinen Teil der Präsentation bereits hinter sich hatte, ganz entspannt, der Rest voller Erwartung, endlich selbst im Rampenlicht stehen zu dürfen. Und da öffnete sich die Tür, und Jasper Godfries kam herein. Der CEO der Firma. Der neue Boss, der überhaupt noch nie bei einem Verkaufsmeeing anwesend gewesen war. Die Frau bekam Herzklopfen, und wie aufs Stichwort setzten Knieschlottern und Fingerzittern ein, ihr wurde heiß, sie bekam keine Luft mehr. Plötzlich befand sich ihr ganzer Körper im Fluchtmodus.

»Entschuldigt, dass ich zu spät komme«, sagte Jasper Godfries zu den überraschten Gesichtern. »Ich war in einer Telco mit Indien.«

Weil keiner ihn erwartet hatte, war kein Stuhl mehr frei. Das Team rutschte zusammen, machte Platz, und auf einmal stand die Frau nicht all ihren Kollegen, sondern auch noch

ihrem CEO gegenüber. Mit schlotternden Knien und wild klopfendem Herzen.

Natürlich bemerkte das ganze Team sofort, dass die Papiere in der Hand der Frau angefangen hatten zu zittern; ein paar reagierten amüsiert, andere wandten mitleidig den Blick ab. Nur Jasper Godfries schaute der Frau weiter in die Augen. Verzweifelt versuchte sie, sich zu beruhigen, ihren Atem zu kontrollieren, aber sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. *Der Boss, der Boss, der Boss*, das war alles, was sie noch im Kopf hatte. Obwohl sie letzte Woche für bestimmt hundert verschiedene Szenarien geplant und geprobt hatte, war sie darauf nicht gefasst gewesen.

Denk nach, denk nach, redete sie sich gut zu, während die anderen sie gespannt anstarrten.

»Fang doch einfach noch mal von vorn an«, schlug Claire, ihre Chefin, schließlich vor.

Claire, diese blöde Kuh.

Jetzt kreischte die Stimme in ihrem Kopf nur noch panisch, aber die Frau rang sich ein Lächeln ab. »Vielen Dank, Claire.«

Nervös blickte sie auf ihre Notizen, blätterte zurück zu Seite eins, aber alles verschwamm vor ihren Augen. Sie war praktisch blind, ihr Gehirn war leer, nur das Gefühl war noch da, eine körperliche Nervosität. Alles passierte in ihrem Körper, sie fühlte, wie sie zitterte, ihre Knie, ihre Beine, ihre Finger. Ihr Herz raste, so schnell und heftig, dass man sein Vibrieren wahrscheinlich durch ihre Bluse sehen konnte. Dann entwickelte sich ein Bauchkrampf. Nur in ihrem Kopf herrschte immer noch gähnende Leere.

Claire sagte irgendetwas, vermutlich, um der Frau auf die Sprünge zu helfen, die anderen blätterten in ihren Unter-

lagen, zurück zum Anfang. Aber die Frau konnte unmöglich noch einmal von vorn anfangen, so eine Präsentation schaffte sie nicht zweimal, darauf war sie nicht vorbereitet.

Auf einmal schnürte sich ihre Kehle zu, ihr verkrampfter Bauch lockerte sich, und langsam und leise entwich aus ihrem Hintern eine Luftblase. Gut, dass es wenigstens leise geschah, aber es dauerte nicht lange, bis der heiße, penetrante Geruch ihrer Panik sich im ganzen Raum verbreitete. Zuerst erreichte er Colin, das erkannte sie genau. Sie beobachtete, wie er zusammenzuckte und die Hand zur Nase führte. Garantiert wusste er, dass sie es gewesen war. Bald würde der Geruch auch Claire erreichen. Da. Die Augen der Teamchefin wurden groß, fast unmerklich wanderte ihre Hand zu Mund und Nase.

Heftiger zitternd als je zuvor blickte die Frau auf ihr Blatt, und zum ersten Mal seit fünfundzwanzig Jahren fühlte sie wieder die heiße Röte in ihre Wangen steigen, wo sie brannte und brannte, ihre Haut versengte.

Und dann hörte sie, wie die Worte »per se« aus ihrem Mund kamen, gefolgt von einem nervösen Kichern. Die anderen blickten von ihren Unterlagen auf, um die Frau erneut anzustarren, erstaunt, amüsiert oder auch irritiert. Beurteilend. Eine schreckliche, lange, aufgeladene Stille entstand, und die Frau hatte nur noch den Wunsch wegzulaufen. Oder dass der Boden sich unter ihren Füßen öffnen und sie verschlingen würde.

Und da geschah es. Zwischen ihr und dem Konferenztisch erschien ein schönes, einladendes schwarzes Loch. Dunkel, vielversprechend, tief, verlockend, sie brauchte nicht lange nachzudenken. Sie wollte nur weg.

Schon sprang sie hinein.

Stürzte durch Dunkelheit und landete in Dunkelheit.

»Autsch.« Sie rieb sich den Hintern. Dann erinnerte sie sich daran, was passiert war, und schlug die Hände vors Gesicht. »Ach du Scheiße.«

»Du auch, was?«

Als sie aufblickte, stand neben ihr eine andere Frau, die ein Hochzeitskleid mit dem Namensschild *Anna* trug, aber es interessierte sie nicht, was diese Anna getan hatte, sie wollte an nichts anderes denken als an ihre eigene Blamage und sie immer wieder analysieren.

»Wo sind wir hier?«, fragte sie.

»In Peinlichsdorf«, antwortete Anna. »O Gott, ich bin so blöd«, fuhr sie fort und sah die Frau mit schmerzverzerrtem Gesicht an. »Ich hab Benjamin zu ihm gesagt. Ich hab *Benjamin* zu ihm gesagt!« Sie war völlig durch den Wind, schaute die Frau aber an, als müsste jeder Mensch in der Lage sein nachzuvollziehen, wie schwerwiegend dieser Fehler gewesen war.

»Er heißt also nicht Benjamin?«, fragte die Frau vorsichtig nach.

»Nein, natürlich nicht!«, blaffte Anna, und die Frau zuckte zusammen. »Er heißt Peter. *Peter*.«

»Oh. Hm. Also, das ist ja nicht mal ähnlich«, meinte die Frau verständnisvoll.

»Überhaupt nicht, nein. Benjamin war mein erster Mann.« Anna wischte sich die Augen. »Mitten in meiner Hochzeitsrede spreche ich meinen neuen Mann mit dem falschen Namen an. Sein Gesichtsausdruck!«

»Der von Benjamin?«

»Nein, der von *Peter* natürlich!«

»Oh.«

Anna schloss die Augen und kniff sie fest zusammen. Als könnte sie damit alles ungeschehen machen.

»Du Arme«, sagte die Frau und konnte die Peinlichkeit der Situation so gut nachvollziehen, dass sie ihren eigenen Ausrutscher schon ein bisschen weniger schlimm fand. Wenigstens war er ihr nicht bei ihrer eigenen Hochzeit, sondern nur vor ihrem Chef und ihren langjährigen Kollegen passiert. Aber nein, es war trotzdem schlimm. Sie seufzte und schauderte erneut.

»Was hast du denn gemacht?«, fragte Anna.

»Ich habe bei einer Präsentation im Büro Panik gekriegt und vor meinen versammelten Arbeitskollegen gepupst – und vor dem neuen CEO, den ich eigentlich positiv beeindrucken wollte.«

»Oh.«

Annas Stimme bebte, und die Frau ahnte, dass sie sich das Lachen verbeißen musste.

»Das ist überhaupt nicht komisch«, entgegnete sie, schauderte und hielt sich die Hände vor ihre schon wieder knallroten Wangen. Plötzlich öffnete sich die Decke über ihnen, ein greller Lichtstrahl blendete ihre Augen, Sand rieselte auf sie herab, und neben ihnen auf dem Boden landete eine Gestalt.

»O Gott«, wimmerte sie. Auf ihrem Namensschildchen stand *Yukiko*.

»Was ist passiert?«, fragte die Frau den Neuzugang, um sich von ihrer eigenen Blamage abzulenken und die Gesichter ihrer Kollegen in dem Augenblick, als der Pups ihnen in die Nase stieg, für eine Weile vergessen zu können.

Gequält blickte Yukiko auf. »Ich bin gerade den ganzen Hotelstrand langgewandert, ohne zu merken, dass meine

Brust raushängt.« Beim Gedanken daran begann sie sofort wieder an ihrem Bikini herumzunesteln. »Ich hab mich gefragt, warum alle mich so angrinsen, aber ich dachte, sie wären einfach freundlich ... o Gott. Danke für dieses Loch im Boden«, stöhnte sie und blickte sich um.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Decke erneut, Klaviermusik war zu hören, und ein köstlicher Essensduft wehte zu ihnen herab.

Eine Frau fiel durch das Loch und landete auf den Füßen. *Marie*. Offenbar hatte sich ihr Rock beim Anziehen in der Unterhose verfangen, denn sie zerrte ihn gerade hektisch über die Pobacken. Dann wanderte sie, leise auf Französisch vor sich himurmelnd, allein weiter in die Dunkelheit hinein. Die drei anderen sahen ihr nach, sagten aber nichts.

»Wie lange bleiben wir wohl hier unten?«, fragte Yukiko.

»Für immer hoffentlich«, antwortete die Frau und machte es sich in einer dunklen Ecke gemütlich, ehe sie sich zum xten Mal voller Entsetzen ihre Präsentation und den Gesichtsausdruck ihrer Kollegen ins Gedächtnis rief.

»Ich bin hier schon eine ganze Weile. Irgendwann öffnet die Decke sich wieder an der Stelle, durch die man reingesprungen ist, und man klettert wieder nach oben. Vor mir haben das schon zwei Frauen gemacht«, erklärte Anna. »Vermutlich wussten sie, dass es für sie Zeit war zu gehen.«

»Wahrscheinlich kann man wieder hoch, wenn das Schaudern aufhört«, fügte die Frau hinzu und hoffte dabei, dass es bei ihr wenigstens noch in diesem Leben geschehen würde.

»Bei mir wird das nie passieren«, jammerte Yukiko, setzte sich hin und kauerte sich in ihrem knappen Bikini fröstelnd zusammen. Offensichtlich erlebte sie in Gedanken den Augenblick am Strand noch einmal. »Mein Nippel hing raus,

ich war so gut wie nackt ...«, stöhnte sie und vergrub das Gesicht in den Händen.

Ein Stück weiter entstand erneut eine Öffnung. »Du bist echt so blöd, Nora – warum denkst du nicht einfach mal nach, bevor du losplapperst!«, schimpfte die Gestalt, die nun zu ihnen herunterpurzelte.

Anna lachte, ohne auf die Neue zu achten, sie war noch immer ganz mit ihrer eigenen Situation beschäftigt. »Womöglich denkt Peter ja, es war lustig, dass ich ihn Benjamin genannt habe. Vorher haben wir nämlich sogar Witze darüber gemacht, dass mir der Name rausrutschen könnte, aber ich hab es echt nicht erwartet. Vielleicht sollte ich einfach so tun, als wäre es ein Witz gewesen.«

Direkt über ihr erschien ein schmaler Spalt in der Decke.

»Du könntest auch einfach die Wahrheit zugeben«, schlug die Frau vor.

»Was ist denn überhaupt passiert?«, wollte Yukiko wissen.

»Sie hat den Namen ihres Manns bei der Hochzeit mit dem ihres Exmanns verwechselt.«

Yukiko riss die Augen auf.

Sofort schloss sich der Spalt wieder. Allem Anschein nach war Anna noch nicht bereit für die Rückkehr nach oben, aber jetzt wussten wenigstens alle, wie die Sache lief. Man konnte die Schauerhöhle erst verlassen, wenn man wirklich dazu bereit war. Was möglicherweise bedeutete, dass sie alle noch eine Weile hier schmoren mussten.

»Ihr beide seid nicht gerade hilfreich«, klagte Anna und versteckte wieder ihr Gesicht. »O Gott«, stöhnte sie, »seine Eltern, seine Brüder, seine grässliche Schwester! Die werden die Geschichte niemals vergessen.«

»Aber es war doch eigentlich nicht so schlimm«, gab die Frau zu bedenken. »Peter wird dich doch bestimmt nicht verlassen, weil dir so ein kleiner Patzer unterlaufen ist. Eine Hochzeit ist immer eine emotionale Angelegenheit, da warst du einfach nervös. Wahrscheinlich wolltest du diesen Namen auf gar keinen Fall in den Mund nehmen, und da ist er dir rausgerutscht. Das ist doch echt nichts Weltbewegendes – keiner von euch beiden hat eine schreckliche Krankheit, keiner ist fremdgegangen, es gab keinen Krach zwischen euch.«

»Und es ist auch keiner mit raushängendem Busen vor den Altar getreten«, fügte Yukiko hinzu.

»Oder hat vor versammelter Gemeinde gepupst«, ergänzte die Frau, worauf Yukiko sie anschaute und jetzt, da sie über die peinliche Geschichte Bescheid wusste, amüsiert die Nase kräuselte.

Anna lachte. »Stimmt.«

»Du hast bloß die Namen verwechselt«, sagte die Frau freundlich.

»Ich schätze schon«, lächelte Anna und sah auf einmal erleichtert aus. »Ihr habt recht. Danke, Ladys.«

Über ihnen öffnete sich das gleiche Loch wie vorhin. Sie hörten eine Toilettenspülung, und eine Männerstimme rief: »Anna! Anna! Bitte komm raus!«

»Hast du dich auf der Toilette versteckt?«, fragte die Frau.

Anna nickte und sah hinauf zu der Öffnung. »Zeit, der Angelegenheit ins Gesicht zu sehen.«

»Viel Glück«, wünschte ihr die Frau.

»Danke. Dir auch.«

Um besser klettern zu können, raffte sie ihr Hochzeitskleid bis zum Knie, und die anderen beobachteten, wie sie

noch eine Weile auf die geschlossene Toilettentür starrte, um sich zu sammeln, und schließlich tief Luft holte. Als sie die Hand nach dem Riegel ausstreckte, schloss sich der Boden unter ihr, und sie war verschwunden.

Im gleichen Augenblick öffnete sich die Decke schon wieder, und sie blickten erneut in eine Toilettenkabine.

»Ist da wieder Anna?«, fragte Yukiko.

»Nein. Andere Toilette«, erklärte die Frau und kam näher, um besser nach oben spähen zu können.

Doch der Geruch, der zu ihnen herabwehte, war so durchdringend und scheußlich, dass alle sich unwillkürlich Mund und Nase zuhielten und ein Stück von der neuen Öffnung zurückwichen.

Die Frau, die gerade herabgestürzt war, stand auf, blickte zu dem Loch empor, das sich gerade wieder schloss, dann musterte sie die anderen. Auf ihrem Namensschildchen stand *Luciana*.

»Irks«, sagte die Frau und zog eine Grimasse. »Was für ein Gestank.«

»Ich weiß«, gab Luciana ihr schauernd recht. »Und es stand auch noch eine ewig lange Schlange vor der Tür, alle haben mich gehört. Ekelhaft. Ich bleibe hier unten, bis der Gestank sich gelegt hat.«

»Möglicherweise wirst du Miete bezahlen müssen«, grummelte Yukiko und hielt sich die Nase zu.

Wieder öffnete sich ein Loch, die Nächste fiel herunter, warf einen kurzen Blick auf die Anwesenden, biss sich auf die Unterlippe und fing an, auf und ab zu gehen. Schließlich hielt sie inne. Auf ihrem Namensschild war *Zoe* zu lesen.

»Ich habe gerade am Schultor eine Mutter gefragt, wann ihr Baby kommen soll. Aber es gibt gar kein Baby, sie ist

einfach nur dick. Als wäre sie hochschwanger. Ich sehe sie jeden Tag, und ich hab sie vor allen anderen gefragt.« Zoe stöhnte.

Ein Stück weiter öffnete sich bereits der nächste Spalt, und eine Gestalt landete wimmernd auf dem Boden. »Ich bin auf dem Weg zur Bar gestolpert, direkt neben seinem Tisch.«

Aus der Dunkelheit ertönte eine Stimme: »Ich konnte bei der Beerdigung einfach nicht aufhören zu lachen.«

Und noch eine entferntere Stimme, hohl und gequält, fügte hinzu. »Ich wollte ihn bloß umarmen, und wir haben uns auf den Mund geküsst.«

»Also bitte, das sind doch alles Lappalien«, sagte Marie, deren Kleid im Slip feststeckte. Sie sprach mit französischem Akzent und trat, eine Zigarette im Mundwinkel, ein Stück aus der Dunkelheit hervor – eine Szene wie aus einem Nullachtfünfzehn-Spionagefilm. »Nicht wie wenn man mit dem Rock in der Unterhose quer durchs ganze Restaurant marschiert«, fügte sie mit zusammengebissenen Zähnen hinzu.

Die anderen, die zuhörten, holten hörbar Luft.

Erneut öffnete sich ein Spalt in der Decke, schon wieder stürzte jemand herab, nackt, in ein Laken gewickelt, einen gehetzten Ausdruck im Gesicht. Auf ihrer Brust ein Namensschild mit *Sofia*. Niemand machte sich die Mühe zu fragen, welcher Situation Sofia gerade entflohen war, und sie ignorierte die anderen sowieso, offenbar war sie vollkommen in Gedanken.

Dann ließ sich von ziemlich weit weg eine zarte Stimme hören, und als die Augen der Frau sich etwas an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie eine Gestalt auf dem Boden

sitzen, die sie bislang noch gar nicht bemerkt hatte, obwohl sie schon bei ihrer Ankunft hier gewesen sein musste. Vorsichtig legte die schemenhafte Figur etwas auf den Boden und schob es der Frau zu. Als es bei ihr ankam, sah sie, dass es ein Namensschildchen war, auf dem *Guadalupe* stand.

Guadalupes Stimme klang heiser und tief, als wäre sie schon lange hier, ohne Wasser. »Schieb es zu mir zurück«, verlangte sie.

Da die Information also wohl vertraulich behandelt werden sollte, gab die Frau das Schildchen zurück, Guadalupe hob es auf und zog sich damit wieder ein Stück zurück. Offensichtlich brachte sie es nicht mal über sich, das Ding zu tragen.

»Ich habe eine Mail falsch verschickt. Die Person hätte die Mail nie sehen dürfen, weil es darin genau um sie ging. Ich muss immer an den Moment denken, als ich auf Senden geklickt habe – könnte ich das doch bloß rückgängig machen.« Kaum dass ihr Geständnis heraus war, verkroch sich Guadalupe wieder in ihrer dunklen Ecke.

»Wie lange bist du schon hier?«, fragte die Frau.

»Ich geh hier nie mehr weg«, antwortete Guadalupe mit ihrer kratzigen Stimme.

Marie schnaubte und zog an ihrer Zigarette. Die Frau beschloss, dass sie nicht so lange in dieser Höhle bleiben wollte. Schließlich konnte sie doch nicht ewig vor sich hin schaudern und ihren Fauxpas bereuen, sie hatte ein Leben zu leben.

Das nächste Loch ging auf, und herab purzelte eine sehr elegante Dame in einem wunderschönen Abendkleid. Schockiert blickte sie um sich. »Ich hab gewonnen.«

»Du hast gewonnen?«, wiederholte die Frau verwundert.
»Glückwunsch. Was hast du denn gewonnen?«

»Einen Preis. Eine Auszeichnung, für die ich mein ganzes Leben gearbeitet habe.«

»Toll. Aber du siehst nicht aus, als wärst du glücklich.«

»Weil ich hingefallen bin«, flüsterte sie, immer noch etwas benommen. »Ich bin auf der Treppe zur Bühne gestolpert. Vor allen Leuten. Alle haben es gesehen.«

»Ooouh«, machten alle wie aus einem Munde.

»Aaautsch«, fügte Luciana hinzu.

Über ihnen ging die Decke wieder auf, und die Frau erkannte die hölzerne Wandverkleidung des Konferenzraums, den Tisch, Colins Fuß, seine in allen Farben des Regenbogens geringelten Socken. Eigentlich wollte sie nicht länger hier unten bleiben, aber sie war noch nicht bereit zurückzukehren und geriet in Panik.

»Tief durchatmen«, riet Zoe.

Die Frau tat es, sie atmeten zusammen.

»Ein durch die Nase«, sagte Marie.

»Und aus durch den Mund«, fuhr Yukiko fort.

Als die Frau sich einigermaßen gefasst hatte, blickte sie wieder nach oben. Das waren alles nur Menschen, Menschen, die sie kannte. Sie beherrschte die Materie, sie war sogar übervorbereitet – um auch Augenblicken wie diesem jetzt gewachsen zu sein. Sie würde es schaffen.

Immerhin hatte sie ihren Mann nicht am Hochzeitstag mit dem falschen Namen angedet, hatte ihren Rock nicht versehentlich in den Slip gestopft, und auch ihre Brüste waren nicht in Gefahr, aus der Bluse zu rutschen. Sie hatte keine übergewichtige Kollegin nach ihrer Schwangerschaft gefragt. Und keine heikle Mail an den Falschen geschickt.

Sie hatte lediglich ihre Präsentation vermässelt und sich blamiert. Aber nicht live im Fernsehen. Sie konnte ihren Fehler ausbügeln.

Die anderen in der Höhle schauten sie an und warteten gespannt, was sie jetzt machen würde. Das nächste Loch öffnete sich, eine junge weibliche Gestalt purzelte herab und sah verwirrt um sich. »Kanada liegt doch in den Staaten, richtig?«, fragte sie unsicher, erkannte an den Gesichtern der anderen aber sofort, dass sie sich geirrt hatte. »Nein! Natürlich nicht. Idiot.« Sie schlug sich die Hand vor die Stirn und murmelte: »Das schlimmste Vorstellungsgespräch, das ich je hatte.«

Die Frau aber schaute immer noch durch das Loch hinauf. Wenigstens hatte sie ihr Thema voll im Griff. Es könnte also wirklich schlimmer sein, außerdem war sie nur ein Mensch, und jeder wurde mal nervös. Aber der Pups ... sie würde ihn jemand anderem in die Schuhe schieben müssen. Sie musste diesen Augenblick herunterspielen und weitermachen, als wäre nichts geschehen.

»Rauf oder runter?«, fragte Marie und nahm den letzten Zug an ihrer Zigarette.

Die Frau lächelte. »Ich will nach oben.«

»Na, dann viel Glück. Ich geh nie wieder da rauf«, verkündete Yukiko.

»Doch, das wirst du, glaub mir. Es gibt immer noch etwas Schlimmeres, was passieren könnte«, erklärte die Frau.

In der Ferne hörte sie jemanden mit einem Schrei in der Höhle landen. »Aber sie sah wirklich aus wie ein Mann!«

Die Frau holte tief Luft und kletterte durch den Spalt nach oben.

In Sekundenschnelle stand sie wieder dort, wo sie gewe-

sen war, vor dem Konferenztisch, in der Hand ihre Notizen. Für sie war einige Zeit vergangen, aber hier war es, als hätte sie den Raum nie verlassen. Die Blicke ihrer Kollegen ruhten immer noch abwartend auf ihr, genau wie vorhin. Aber die Frau zitterte nicht mehr. Das Schlimmste war schon passiert. Sie hatte es hinter sich. Und sie hatte überlebt.

»Entschuldigung, Leute«, begann sie mit fester Stimme. »Fangen wir noch mal von vorne an, ja? In dem Schaubild habe ich die Verkäufe in Südafrika dargestellt, und wie ihr sehen könnt, gibt es einen deutlichen Anstieg gegenüber dem letzten Quartal, mit dem ich sehr zufrieden bin. Trotzdem ist noch reichlich Luft nach oben, und hier kommt nun der Vorschlag auf Seite zwei ins Spiel.«

Als sie umblätterte, sah sie, dass die Frauen im schwarzen Loch ihr zulächelten und die Daumen in die Höhe reckten. Dann schloss sich der Boden unter ihren Füßen.